

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 232 (1959)  
  
**Artikel:** Der Heimkehrer  
**Autor:** Dutli-Rutishauser, Maria  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-657555>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Heimkehrer

Von Maria Dutli-Rutishauser

„Ich kann hier nicht stehenbleiben“, dachte der Wanderer und wandte sich um. Überrascht sah er, daß das Dorf, dunkel umfungen von den schwarzen Armen seiner Obstbäume, in der großen Stille zwischen Tag und Nacht ruhte.

„Sie sind in den Ställen. Hier oben könnte man meinen, es sei noch Tag. Aber das war immer so. Das Dorf duckte sich vor der Nacht, vor dem Wetter. Es scheint fast, als könnte es sich selber einschließen, so tief fallen die Dächer zu den Fensterreihen nieder, sobald die Sonne geht.“

Der Mann setzte einen Fuß vor den andern. Dann besann er sich. Er wußte eigentlich nicht, was er nun beginnen würde. Etwas zog ihn zu dem Dorfe, dessen einzelne Lichter nun langsam größer wurden. Sie schwammen wie brennende Dochte

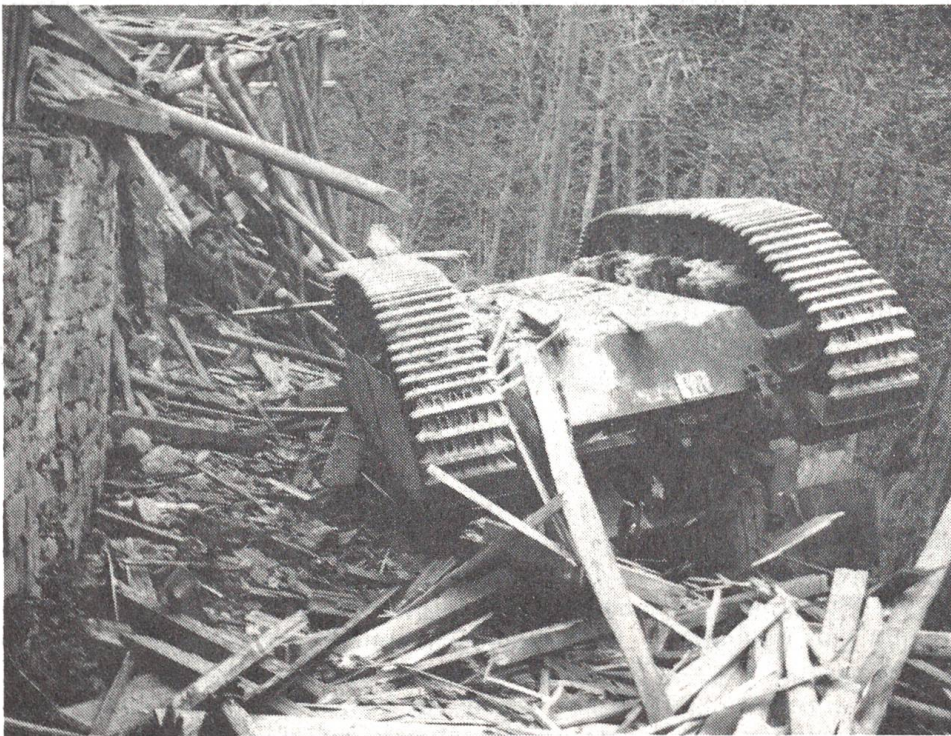
im samtenen Dunkel. Der Mann begann sie zu zählen. Als es zehn waren, errötete er, denn erst jetzt wußte er, was er suchte.

Jenes Licht mühte rechts außen, abseits von den übrigen, brennen. Der Hof stand außerhalb des Dorfes, doch nahe genug, daß man ihn dazu zählte.

Es beunruhigte den Mann, daß das Licht ausblieb. Schließlich war es nun Zeit, die Lampen anzuzünden. Des Bruders Frau – ja, er wußte, daß er geheiratet hatte, bald nach Mutters Tod. Anna hieß die junge Bäuerin. Er kannte sie nicht. Vielleicht stand sie um diese Zeit im Stall, beim melkenden Manne, wie früher die Mutter bei den Söhnen. Dann blieb die Stube dunkel. Ob sie keine Kinder hatten? Und ob – Es wäre ein leichtes gewesen, von der Stadt aus das Amt anzurufen. Er hätte nicht einmal seinen Namen nennen müssen. Ob im Hause des Bauern Martin „Zum Loh“ eine Magd diene. Ja, so heiße sie, Maria Apollonia, aber sie sei schon

älter und – „Danke“, würde er gesagt haben. Den Mut, noch mehr zu fragen, hätte er sicherlich nicht aufgebracht. Und doch wollte er im Grunde nur dieses andere wissen. Die Magd zählte für ihn schon lange nicht mehr.

Als sich der Mann anschickte, ins Dorf zu gehen, sah er sich noch einmal nach dem Walde um. Aber der Wald, noch eben vor dem gelben Vorhang des Abendhimmels aufragend, war jetzt eins geworden mit der schwarzen Wolke; sein schöner Zaßensaum war nicht mehr. Als habe nie eine Sonne in den Tann geschienen, stand er wie eine dichte Wand von Dunkel und Geheimnis auf dem sanften Hügel.



Centurion auf Abwegen

Dieser 45 Tonnen schwere Centurion-Panzer kam bei einer Übung von der Straße ab, zertrümmerte ein stationiertes Auto und eine Scheune vollständig und landete nach einem fünf Meter weiten Sturz auf dem Rücken. Die Besatzung (drei Mann) kam mit leichten Verletzungen davon.

Photopress-Bilderdienst Zürich



„Nun werde ich es also wagen müssen“, sagte der Mann und seufzte. Dann klopfte er am nächsten Lattenzaun die Füße ab. Walderde fiel lautlos in den noch winterlichen gelben Wiesengrund. Hinter ihm, der langsam wie ein müder Bauer schritt, rauschten die schwarzen Tannen.

\*

In ihrer Kammer lag Anna, die Bäuerin. Sie dachte: „Nun könnte sie endlich kommen. Sie weiß doch, daß ich Licht haben möchte. In diesem Dunkel ist alles viel schwerer. Martin sollte sie ins Haus schicken. Es ist über eine Stunde, daß sie draußen steht.“

Durch die drei Fenster der Kammer kroch die Nacht. Anna sah, wie ihre weißen Hände bleicher wurden, dann grau. Jetzt mußte sie die Finger bewegen, um den Gedanken los zu werden, ihre Hände seien wie die einer Toten.

„Nein“, sagte sie und versuchte den Kopf zu heben. „Ich darf das nicht denken. Ich muß mich dagegen wehren. Es könnte sonst sein, daß Martin dasselbe denkt.“

Anna war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß sie die Eintretende erst gewahrte, als sie, Licht andrehend, in der Kammer stand.

„Ihr liegt im Dunkeln“, sagte die Magd.

„Was will ich anders tun? Du hättest eher kommen können –“

Die Magd, deren schlicht gescheiteltes Haar im Scheine des Lichtes glänzte, lächelte in den Mundwinkeln. Die Bäuerin sah das Lächeln, sah die feinen Haare, die sich an den Schläfen leicht kräuselten. Ihr Herz setzte aus, wie es geschah, wenn im Sommer das Wetter in den Bach einschlug oder wenn die Rosse, von einem geheimen Befehl aufgehebt, mit Wagen oder Ackergerät das Weite suchten. Es ging alles über und durch das Herz der kranken Frau. Auch der Magd Lächeln, ihr glänzendes Haar und die wissenden Augen – alles drang der seit Jahren Liegenden ins Herz und schmerzte sie also, daß sie oft meinte, daran zu sterben.

Apollonia sagte:

„Sie haben im Stall gehandelt. Der vom Maten-  
tenhof ist draußen. Der Meister will die Braune  
nun doch bald verkaufen.“



Die Dreiländerecke in Basel, wo die Schweiz, Deutschland und Frankreich zusammenstoßen, wurde letztes Jahr neu gestaltet und mit einem symbolischen Denkmal geschmückt.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

„Die Braune, so –“, erwiderte Anna und gab nicht zu, daß sie das Tier nicht kannte. Martin hatte es gekauft, nachdem das Unglück mit ihr geschehen war. Die Magd sollte es nicht merken. „Sie wird schön gelten, sie hat brav Milch gegeben und das letzte Jungtier war schwer und –“

„Sie hat seit einem Jahr kein Junges mehr gehabt, darum will doch der Bauer verkaufen“, fiel ihr Apollonia ins Wort.

Die Frau hob die blutleeren Hände von der gewürfelten Decke und ließ sie wieder fallen. Dann sagte sie:



„Ich hörte einen Laden anschlagen im Oberstod. Häng ihn ein –“

Apollonia sah der Meisterin ins Gesicht. Erst schien es, sie wolle etwas erwidern. Doch sie hob kaum merklich die rechte Schulter und ging aus der Kammer. Draußen blieb sie kurz stehen. Das Lächeln um ihren Mund schwand hin. Sie legte die Hände über die Augen. „Ich sollte das nicht denken, sie ist auch ein Mensch. Aber er hat mir versprochen, daß ich den Leo holen kann. Dann bekommt der Junge einen Vater, eine Mutter und wer weiß – vielleicht einmal das Heimwesen. Leo zuliebe muß ich es tun – er bleibt sonst sein Lebtag ein armer, verschupfter Bub.“

Niemand konnte sehen, wie über der Magd stilles Antlitz eine Röte zog. „Das ist nicht wahr“, wußte sie tief im Herzen. „Nicht Leo – Martin meine ich. Es ist auch kein Opfer, es ist etwas ganz anderes.“ Und während sie nach dem Oberstod ging, kam der Gedanke mit, den sie seit Wochen erwog: „Einmal werde ich alles zu eigen haben, das Haus, die Betten, die Schränke und das Vieh im Stall und die Wiesen, die Bäume. Ich habe nicht umsonst gewartet.“ Und eine kleine Freude war in ihrem Herzen, das durch viele Jahre nur Bitternis und Armut gekannt hatte.

Als Apollonia den Laden einhängte, sah sie auf dem schmalen Wege zwischen Haus und Baumgarten einen Mann stehen. Er sah aus, als stehe er schon lange dort. Er bewegte sich auch nicht, als das Licht aus dem Fenster auf ihn fiel. Die Magd wußte, daß es ein Fremder sei. Leute aus der Gegend oder gar aus dem Dorfe standen nicht so herum. Sie hustete. Da sich der Mann nicht regte, sagte sie laut:

„Wenn ihr zum Bauern wollt – er ist im Stall.“

Der Mann rückte den Hut ein wenig, dann schlug er den Weg zum Dorfe ein. Apollonia schloß das Fenster und empfand ein Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins. Es war gut, in diesem Hause zu sein, das ihr wie ein Lohn zu fallen würde, wenn –

Unten in ihrer Kammer rief die Frau. Was sie zu reden habe im leeren Hause? Apollonia sagte etwas vom Laden, der sich gesperrt habe, den Fremden vor dem Hause erwähnte sie nicht. Doch kam ihr die Zeit bis zum Nachtessen lange vor. Während sie Kartoffeln kochte und Fleisch schnitt,

dachte sie nach, was der nächtliche Besucher gewollt habe.

Martin, der Bauer, kam durch die warme, niedere Stube zur Tür der Schlafkammer und blieb bei der Schwelle stehen. „Abend“, sagte er und fuhr sich mit der einen Hand durch das dicke, dunkle Haar.

Die Frau lächelte ihm zu. Ihre Augen baten ihn zu sich. Aber da er sie nicht sah, wußte er nichts von ihrem Wunsche. Er sagte: „Es ist ein dunkler Abend. Vielleicht wird es noch einmal schneien.“

Sie seufzte. So war es seit langem. Er sprach mit ihr, wie man mit Kindern und Unvernünftigen spricht. Weil sie noch da war, wollte er nicht unanständig mit ihr sein. Die Wand der Gleichgültigkeit aber wuchs dichter vor ihm auf. Die erdrückte ihr Herz, denn dieses Herz liebte den Mann wie vor Jahren. Es war eine schmerzhafteste Liebe, weil sie vergeblich und nicht mehr erwidert war.

„Du hast die Kuh verkauft?“ fragte die Frau, als interessiere sie der Handel. In Wirklichkeit wollte sie den Mann nur bewegen, näherzukommen. „Ja – nein –“ wich er aus, als sei er mit seinen Gedanken ganz woanders. Nach einer Weile sagte er verdrießlich:

„Wir sind nicht einig geworden. Ich kann doch die Braune nicht umsonst hergeben, oder?“ Es klang wie ein Vorwurf, und sie empfand es auch so. Darum schwieg sie, und der Mann ging in die Stube, wo er den Stuhl unsanft unter dem Tisch hervorzog. Anna konnte hören, wie er Teller und Besteck von sich schob.

Als Apollonia das Essen aufgetragen hatte, war es sehr still in Stube und Kammer. Es sprach niemand. Das Schweigen lag schwer über den drei Menschen. Einmal seufzte Martin. Da dachte Anna: Er sitzt oben am Tische. Ich kann ihn nicht sehen. Unten sitzt Apollonia. Sie werden sich manchmal ansehen. Hat die Magd nicht helle Haare und das Lächeln um den Mund? Mein Haar ist fahl und grau geworden, mein Gesicht trocken wie altes Papier. Ich vermag mich nicht zu rühren, und der Arzt sagt, es sei für immer. Wenn ich tot wäre, könnte er eine Gesunde heiraten. So aber ist Apollonia da – die Magd. Sie ist nicht jung, nicht fröhlich, aber sie ist doch da und hat warme Hände, flinke Füße und ein enttäuschtes Herz. Beide, Meister und Magd, sind vom Leben



geschlagen worden. In der Liebe hatten sie kein Glück. Nun sitzen sie zusammen am Tisch, sie gehen zusammen aufs Feld, pflügen, säen und ernten, wie Mann und Frau es tun, das Werk vom Frühling bis zum andern Frühling. Es muß sie verbinden, ohne daß sie es merken. Wenn sie es wissen, ist es zu spät. Wegschicken kann er sie nicht. Ihr ist auf diesem Hofe Unrecht geschehen, also macht Martin gut, was er kann. Sie hat damals nicht geklagt wider seinen Bruder. Dafür behielt er sie hier, als jener sich vor Pflicht und Aufgabe flüchtete. Martin zahlt quartalweise den Beitrag in die Anstalt, wo das Kind lebt. Einmal wird der Bruder wiederkommen und dann läßt sich alles ausgleichen. Aber bis dahin —. Hat sie nicht eben etwas gesagt? Anna hält den Atem an. Nein, es ist still in der Stube. Nur das Geräusch der Messer und Gabeln ist hörbar. Und jetzt steht Martin auf. Er geht mit großen Schritten in der Stube auf und nieder. Wenn er an ihrer Tür vorbeikommt, kann sie sehen, daß er den Kopf gesenkt und die Hände in den Taschen seiner Tonne vergraben hat. „Er ist wie ein Gefangener“, denkt sie. Sie sagt seinen Namen, doch so zaghaft, daß er sie nicht hören kann. Immer wieder kommt er an der offenen Türe vorbei, und jedesmal hofft sie, er möchte hereinkommen. Wenn sein Schritt über das ächzende Brett im Stubenboden geht, tut es ihr weh, sie weiß nicht, warum.

Einmal kommt die Magd, und des Bauern Schritt verliert das Gleichmaß. Anna hört die Magd fragen: Schläft sie? Und Martin antwortet nicht. Vielleicht verstehen sie sich mit den Augen?

Nun liegt sie ganz still, mit gefalteten Händen. Sie stellt sich schlafend. Apollonia neigt sich über sie, und die Frau meint, ihre forschenden Augen zu sehen. Hinter verschlossenen Lidern sieht sie die Frage im Antlitz der Magd.

„Ich sollte sterben“, denkt die Kranke. „Sie warten darauf. Es ist eines zuviel. Aber ich möchte wissen, was sie vorhaben. Und ich möchte wissen, ob



Letzten Herbst brannte die bekannte Schokoladenfabrik Suchard in Serrières vollständig nieder. Der Sachschaden belief sich auf über drei Millionen Franken.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

er —. Ich bin lange gelegen. Er ist jung. Die Magd hat seines Bruders Kind getragen und gehört zum Hause. Vielleicht gehört sie auch zur Familie?“

Apollonia zieht sachte die Vorhänge zu. Sie hängt den schwarzen Schleier über die gelbe Lampe. Dann deckt sie Martins Bett ab und streckt die Decken zurecht. Anna hört alles. Sie denkt, wie sie selber vor Jahren diese kleinen Dinge besorgte. Ihre Hände rüsteten die Betten behut-



sam, sie öffneten oder schlossen die Fenster mit leiser Gebärde, und manchmal ging eine Welle von Glück und Zärtlichkeit durch ihr Herz, wenn sie Martin kommen hörte, für den sie das Lager weich machte, dem sie in irdenem Gefäße die Schlüsselblumen aufs Sims stellte. Alles war Zeichen, Wunsch und Versprechen. Noch sind alle Gegenstände da wie ehemals. Es rankten gestifte Rosen im weißen Linnen, und auf dem Fensterbrett knospt eine Tulpe in rotem Topfe. Doch Martin weiß nicht darum. Er schläft neben ihr, aber seine Hände finden nicht zu ihr, die das Leben nur noch in der zerbrochenen Schale ihres armen Leibes trägt. Er fürchtet diesen Leib, vielleicht haßt er ihn.

Unter dem schwarzen Schleier dämmert das Licht. Anna schaut die lang vertrauten Schatten in der Kammer. Sie ist wach. In der Stube ist es still, doch weiß sie, daß Mann und Magd am Tisch sitzen. Sie wird nicht schlafen, sie wird alles hören, was die beiden sagen.

Aber die Zeit tropft langsam weiter. Die tickende Uhr zerteilt ihren Lauf in kleinere Abschnitte. Von einem Schlag zum andern dauert es sehr lange.

Apollonia strickt. Ihre Nadeln tönen leise, wenn sie zusammenstoßen. Martin hat gelesen. Jetzt faltet er die Zeitung und sagt: „Ich bin müde, es war ein langer Tag heute.“

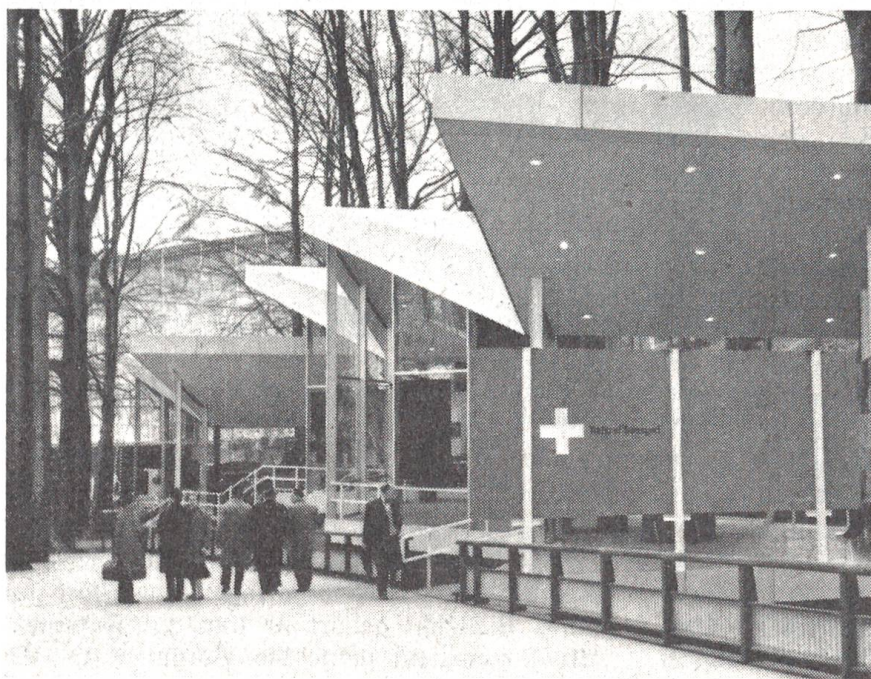
Die Magd erwidert: „Wenn ihr hineingeht, erwacht sie. Sie schläft.“

Dann ist es wieder still, aber Anna hört keine Nadeln mehr singen. Die zwei Menschen in der Stube sind ganz allein, denn sie schläft ja, und sonst ist niemand im Hause. Ganz sicher ist Anna nicht, doch scheint es ihr, als habe Martin den Stuhl gerückt. Flüstern sie jetzt nicht? Ja, nun lacht Apollonia. Das ist doch seltsam, daß sie lachen kann, wo Martin so still und schlecht gelaunt ist. Wie sie ihr dieses Lachen neidet! Und die flinken Hände, die Möglichkeit, dem Manne etwas zu helfen, ihm das Glas zu füllen oder seine Hand zu streicheln!

Denn sie weiß es ja jetzt ganz bestimmt: Martin und Apollonia sitzen beisammen und sind sich nahe. Das Mädchen lacht hin und wieder, Martin spricht halblaut. Anna kann keine Silbe verstehen und meint doch, das Geheimnis der Stube zu wissen.

Als sie es nicht mehr ertragen kann, kommt der Schrei wieder aus der Brust. Sie hat bisher nur geschrien, wenn sie allein zu Hause war. Dann stieß sie das gestaute Glend vieler Stunden aus sich heraus. Daß sie jetzt schreit, kann sie nicht hindern, die Qual ist stärker als sie.

In der Stube fällt Apollonias Strickzeug zu Boden. Es ist von ihrem Schoß gegliitten, als des Meisters Arm, vom Schrei der Frau aufgeschreckt, sie von sich stieß. Aber das hörte die Kranke nicht. Sie liegt mit weit offenen Augen da. Der Mann steht bei ihr und fragt, was ihr geschehen sei.



Weltausstellung 1958 in Brüssel

Unser Bild zeigt den Schweizerpavillon, der allgemein als einer der modernsten und schönsten in bezug auf die Ausstellungstechnik auffiel.

ATP-Bilderdienst Zürich



Die Frau antwortet ihm nicht. In seinen unruhigen Augen liest sie, was er Geheimnis glaubt. Sie ist kalt und sehr erschöpft. Wenn sie es vermöchte, würde sie ihn etwas fragen. So aber –

Martins Stimme ist spröde wie splitterndes Glas: „Du hast gerufen – sag, was du haben mußt. Ich will nun auch zu Bett gehen. Ist es dir recht so?“

Sie sagt ja und besinnt sich, wie sie ihn fragen soll. Doch nicht ein einziges Wort fällt ihr ein. Ihre Seele ist trocken wie eine Wüste, und sie möchte irgendwo versinken, wo niemand sie sieht und wo sie vergessen ist für alle Zeit.

Der Bauer legt sich neben der Frau nieder. Er tut behutsam, als müßte er ihren Schlaf schonen. Nach langer Zeit hebt Anna die linke Hand und will nun wirklich etwas sagen. Aber da hört sie die ruhigen Atemzüge des Mannes und weiß, daß er schläft.

Jetzt fällt die Nacht vollends über die Einsame her. Das Licht ist ausgelöscht. Ohne Schlaf liegt die Frau, erdrückt von Sorge und Hoffnungslosigkeit.

\*

Im Wirtshaus, wo vor Wochen ein neuer Wirt aufgezogen war, saß der fremde Mann. An diesem Werktagabend gab es keine Gäste außer ihm. Nur eine alte Frau, die tagsüber bei den Bauersleuten nähte, fauerte in der Ecke und wartete, bis sie mit Fug und Recht Feierabend machen durfte. Ihre gichtigen Finger strickten an einem großen, schwarzen Wollschal, den sie wie eine schwere Last im Schoße liegen hatte und manchmal seufzend aufhob.

„Ist eine dunkle Nacht“, sagte sie, aber das junge Serviermädchen lachte nur. Der fremde Gast fragte unvermittelt:

„Kennt jemand von Ihnen die Leute auf dem Hofe ‚Zum Loh‘? Ich sollte hingehen, aber ich weiß nicht recht, wann es am besten paßt.“

Das blonde Mädchen kicherte und sagte: „Wir sind erst kurz hier – ich kenne nur wenig Leute. Aber die Frau dort –“



Weltausstellung 1958 in Brüssel

Während der ganzen Dauer der Ausstellung konnten die Besucher des Schweizer Pavillons erstklassiges Schweizer Obst degustieren. Hier wird eine Sendung erlesener Äpfel zum Versand bereitgemacht.

Photopress-Bilberdienst, Zürich

Die Näherin legte die Hände auf die Tischplatte. Am ihren linken Zeigefinger war noch der Wollfaden gewickelt.

„Se ja, die kenne ich schon. Ihr meint den Bauern Martin? Und seine Frau, die seit Jahren lahm liegt? Ich habe ihrer Mutter geholfen, aber ins ‚Loh‘ mußte ich nicht. Wo keine Kinder sind, gibt es nicht viel zu tun, und die Magd ist tüchtig. Ja, man sieht schon, daß es dort bald eine Änderung geben sollte.“



Als habe sie zuviel gesagt, schwieg die alte Frau plötzlich, nahm ihr Strickzeug wieder an sich und sah, emsig strickend, den fremden Mann mürrisch und mißtrauisch an. Dann fragte sie:

„Seid ihr ein Verwandter der Frau?“

Da er schwieg, sprach sie eifrig:

„Ich will nichts gesagt haben. Es ist einfach ein Unglück, wenn Frauen krank sind. Kann sie dafür? Sie soll recht elend sein, sagt man.“

„Und er?“

„Oh“, machte die Alte. Es gefiel ihr, daß der Herr nun doch bei ihr Erkundigungen einziehen wollte. „Oh, dem Bauern geht es gut. Halt wie es einem Manne gehen kann, der eine elende Frau hat. Aber das Heimwesen wächst, und man rühmt

ihm nach, es sei bald das schönste weitem. Aber – es sind keine Kinder da, und so wie die Frau beisammen ist, wird kaum je Hoffnung sein –“

Der Fremde fragte dazwischen:

„Habt ihr nicht gesagt, es sollte bald eine Änderung geben?“

Jetzt lachte die alte Frau.

„Wer denkt das nicht? Es ist nicht etwa meine Meinung. Aber man zählt es an den Fingern ab, daß so ein Hof eine Frau haben sollte. Eine Magd will sich auch nicht auf ewig verdingen, oder?“

Ehe er weiterfragte, nahm der Gast einen Schluck Wein. Das Mädchen füllte sein Glas nach und blieb am Tische stehen.

„Die Magd – sie ist schon länger beim Lohbauern?“

Vorsichtig, als stehe sie einem Richter Antwort, erwiderte die Frau:

„Wie lange sie dort ist, kann ich nicht genau sagen. Man sagt, sie warte auf etwas. Ich weiß nicht, was es ist. Auf alle Fälle tut sie ihre Pflicht. Fehler macht jeder Mensch einmal, nicht wahr?“

Er war weniger vorsichtig, sagte es auch eher zu sich selber:

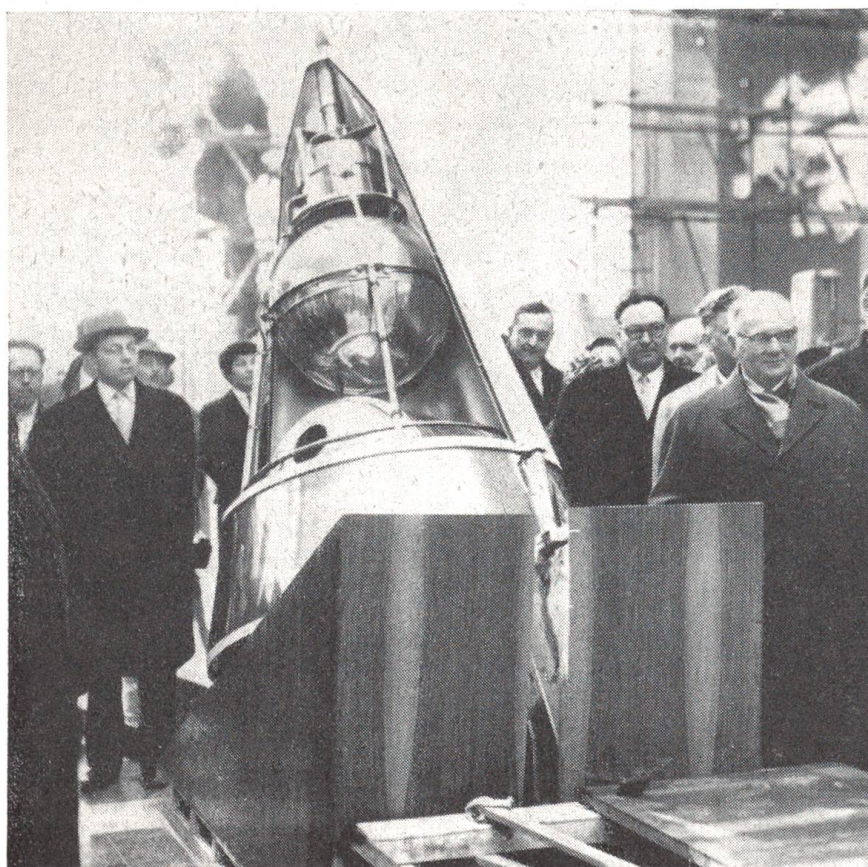
„Sie heißt Apollonia. Wenn ich mich entsinne, war sie vor zehn Jahren ein junges Mädchen?“

Die Frau schien einem andern Gedanken nachzuhängen.

„Die Leute wundern es, was der Martin machen würde, wenn die Frau das Zeitliche segnen würde. Manche glauben, die Apollonia möchte ihre Nachfolgerin werden.“

Die Hand des bedienenden Mädchens strich wie zufällig über die Schulter des Mannes. Dieser zuckte zusammen, dann trank er sein Glas leer und sagte:

„Ich will jetzt schlafen gehen, es scheint, es sei da im Dorfe auch nicht alles so, wie es sein sollte.“



Das sensationellste Ereignis des Jahres 1957 war ohne Zweifel der erste Abschluß eines Satelliten durch die Russen. Hier ein Modell des künstlichen Himmelskörpers, das an der Weltausstellung in Brüssel zu besichtigen war.

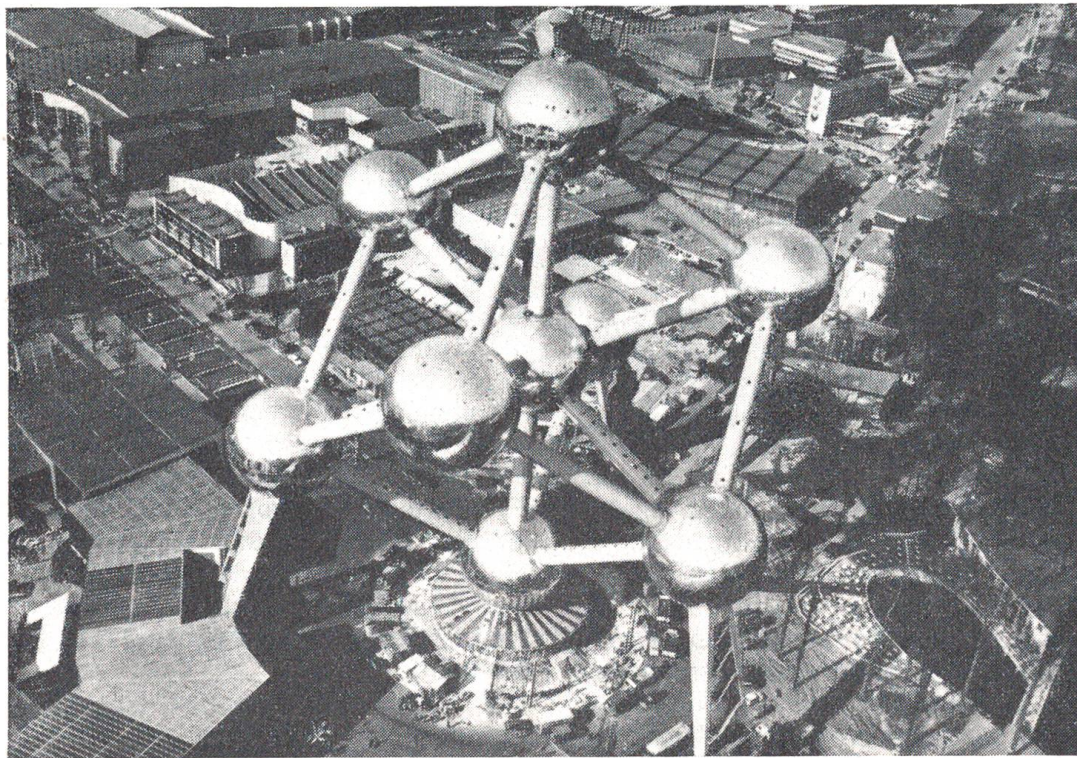
ATP-Bilderdienst, Zürich



Stand auf und ließ die zwei Frauen verwundert zurück.

In der niederen Kammer, dessen einziges Fenster er offenstehen gelassen hatte, sann der Mann den Dingen nach, die er nun wußte: Apollonia war noch da. Sie wartete auf der Meisterin Tod.

verrieten ihm ihre Liebe. Nachher waren sie hart und kalt. Eine Frau weiß es immer, wenn das Echo ausbleibt auf den Ruf des Herzens. Versprochen hatte er ihr nichts – sie war Magd gewesen und mußte wissen, wo ihre Grenzen waren. Heimlich mochte er gehofft haben, sie sei nicht mehr



Weltausstellung in Brüssel

Das Atomium, ein riesiger Bau, der die Welt der Atome verkörpert. In der obersten Kugel befindet sich ein Restaurant; die seitlichen Kugeln, die alle durch Rolltreppen von der Fußkugel aus erreichbar sind, enthalten Teile der Ausstellung.

ATP-Bilderdienst, Zürich

Nie, so lange er sich erinnern konnte, hatte er mit einem warmen Gedanken an das Mädchen zurückgedacht. Manchmal vergaß er sie für lange Zeit, als hätte es sie überhaupt nie gegeben. Im Anfang fürchtete er nur, sie oder sein Bruder würden ihm nachspüren und ihn heimrufen, damit er seine Pflicht tue an dem verratenen Mädchen und dem namenlosen Kinde. Doch später löschte in seinem Herzen die brennend rote Stunde aus. Er konnte sich Apollonia nicht mehr so recht vorstellen. Blaugraue Augen hatte sie gehabt. Die

im Dorf. Ein Kleinbauer oder Holzarbeiter konnte sie geheiratet haben samt ihrer Vergangenheit.

Es fiel dem wachen Manne ein, daß er noch immer nicht wußte, ob Apollonia – ja, ob sie allein geblieben sei. Es hätte einer Frage bedurft an die alte Frau. Im Dorf weiß man doch alles voneinander. Da er nicht zu fragen gewagt hatte, fürchtete er also die Antwort?

Er erhob sich vom Bette. Was er zu überdenken hatte, mußte er mit wachen, ruhigen Sinnen tun. Es galt, nichts zu verderben, weder für sich noch



für das Mädchen. Wenn die Meisterin starb, gab es doch die Möglichkeit, daß sie Bäuerin wurde. Soviel konnte er Apollonia nicht anbieten. Er besaß Frau und Kinder. Was ihn bewegt hatte, nach so langer Zeit ins Dorf seiner Jugend zu kommen, war der halbe Wille, einen Fehler gutzumachen, oder wenigstens zu erfahren, ob noch eine Spur seiner selbst da war. Er redete sich ein, den Bruder aufgesucht zu haben, wenn nicht die alte Frau den Plan der Magd erzählt hätte. Was wollte er nun im Hause, wo sich ohne sein Kommen alles zum Besten des Mädchens anließ?

Die Beklemmung, die den Mann den ganzen Abend lang nicht losgelassen hatte, wich langsam. Er fühlte sich seiner Pflicht enthoben, die zu erfüllen ihn sein Gewissen leise ermahnt hatte. Nun kam er sich überflüssig vor, ja, er war sich bewußt, daß es besser sei, wenn er den Frieden dieser Menschen nicht mit seiner Gegenwart störte.

Ob dieser Erkenntnis war alle Müdigkeit und der Wunsch, zu schlafen, von dem Heimkehrer abgefallen. Er trat ans Fenster und sah das nahe Dorf mit den Häusern, Bäumen und Scheunen in der Nacht liegen. Seit alle Geräusche in der großen Stille ländlichen Friedens erloschen waren, schien die Dunkelheit weniger dicht zu sein. Die Umrisse der Dinge standen unbestimmt vor einem grauen, nebligen Hintergrund. Noch ferner lag die schwarze Mauer des Waldes. Von dort her bewegte der Nachtwind die dünnen Ärme der laublosen Bäume und das niedere Strauchwerk im Garten des Wirtshauses.

„Ja – so ist es nun“, sagte der Mann vor sich hin, als habe er soeben eine wichtige Entscheidung getroffen oder einen guten Handel abgeschlossen. Als er das Fenster schließen wollte, hörte er von unten zwei Frauen reden. Eine alte und eine junge Stimme waren es. Offenbar lüftete die Serviertochter die leere Wirtsstube. Die alte Frau mochte am Fenster stehen. Er hörte sie sagen:

„Sie ist ja nicht die erste, der es so gegangen ist. Ich hätte es dem Gast schon sagen können, aber es hat mich geschämt. Sie sollen nicht denken, im Dorf sei es wie in der Stadt, wo die Mädchen ihre Ehre leicht vertun. Die Apollonia war ein rechtes Mädchen, sie hat nicht ahnen können, daß sie dem jungen Lohbauernsohn nur zum Gutgenug war. Daß sie das Büblein vergeben mußte, daran ist sie

nicht schuld. Der Bauer wollte es so haben, nachdem seine Frau verunglückte. Ja nun, dafür hat man ja die Anstalten. Vielleicht nimmt ihn der Martin als Knecht, wenn er aus der Schule ist. Dann ist der Bub ja auch wieder dort, wo er von Rechts wegen hingehört. Aber – machen wir nun zu, mir scheint, es komme zum Regnen. Und nehmen Sie sich ein Beispiel, Fräulein – man kann niemandem trauen, ich sag's –“

Oben blieb das Fenster offen. Der Mann stand aufrecht in der Dunkelheit, als müsse er etwas abwehren, das auf ihn zukam und ihn bedrohte. Es war nur ein Knabe, zwölf, dreizehn Jahre alt, in einer Anstalt versorgt. Er wußte von ihm nicht einmal den Namen und doch fürchtete er ihn. Eine Frage stand da, eine Forderung. Er schloß vor ihr die Augen, das Herz, die Hände. Nein, er konnte nichts tun, er verdarb nur die Zukunft Apollonias, wenn er sich einmischte.

Am nächsten Morgen reiste der Fremde ab. Im nahen Städtchen, wo das Heim der elternlosen und ungerufenen Kinder steht, kam im Laufe des Nachmittags ein großes Paket an. Es enthielt Bücher, Baukasten und Süßigkeiten. Der Ausläufer mußte melden, die Sachen kämen von einem ungenannt sein wollenden Wohltäter und seien für die Knaben im Alter von 12–14 Jahren bestimmt.

## Wie der Hahn auf den Kirchturm kam

Die erste urkundliche Erwähnung des Hahns auf einer christlichen Kirche stammt nicht etwa erst aus protestantischer Zeit, sondern aus dem Jahre 820 in der italienischen Stadt Brescia. Das wahrscheinlich von dem in Südasien beheimateten Banfahuhn abstammende Haushuhn wurde im Abendlande „einstetils der Eier wegen, welche diese Hühner legen“, wie Wilhelm Busch im „Max und Moritz“ sagt, und „zweitens, weil man dann und wann einen Braten essen kann“, schon sehr früh geschätzt. Die ersten Importe aus Persien gelangten nach Griechenland, und man sprach deshalb bei den Hellenen vom „persischen Vogel“, der auch dem persischen Lichtgotte Craosha geweiht war. Der Hahn galt schon damals als Symbol des Lichtes und der Morgenfrühe, deshalb gesellten